

Spätantike, frühes Mittelalter und Mittelalter

Nicole Reifarth, **Zur Ausstattung spätantiker Elitegräber aus St. Maximin in Trier. Purpur, Seide, Gold und Harze.** Internationale Archäologie, Band 124. Verlag Marie Leidorf, Rahden 2013. 511 Seiten, 692 Fotos, 10 Tabellen.

Nicht oft stehen Qualität und Quantität in einem so ausgewogenen Verhältnis zueinander wie in dem hier zu besprechenden Buch. Nicole Reifarth publiziert ihre Dissertation (Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Sommer 2012) über einundzwanzig spätantike Sarkophagbestattungen in Trier und legt damit eine tiefgreifende, geradezu monumentale und innovative Analyse vor, wie sie noch zu keiner größeren Gruppe von Bestattungen dieser Art unternommen wurde. Allein dass die Verfasserin aus wenigen brüchigen Schichten von Staub und Gips und zum Teil sehr schlecht erhaltenen Skeletten (vgl. Abb. 7. 107/1; 169/1. 189/1) überhaupt Informationen entnehmen kann – und das außerdem zerstörungs- und teils auch berührungsfrei –, ist erstaunlich und bewundernswürdig. Es war nur durch den gekonnten Einsatz ungewöhnlicher Methoden und durch große Ausdauer möglich. Vor allem aber gelang es, dem schwierigen Material Erkenntnisse abzugewinnen, die unser Wissen nicht nur über das spätantike Trier, sondern vor allem über spätantike Bestattungssitten und wirtschaftliche Verflechtungen weit über die Stadt- und Provinzgrenzen hinaus erweitern.

Die Sarkophage stammen aus dem nordöstlichen Gräberfeld von Trier. Hier waren in einen großen querrchteckigen Zömeterialbau, dem späteren Sankt Maximin, zwischen dem vierten und sechsten Jahrhundert dicht an dicht über tausend Sarkophage in den gestampften Erdboden eingelassen worden. Seit dem frühen zwanzigsten Jahrhundert und im Besonderen 1978 bis 1990 sowie später in den neunziger Jahren hatten in der Kirche Sanierungsarbeiten und archäologische Untersuchungen stattgefunden. Dabei waren die von Reifarth untersuchten Sarkophage aus der Kirche herausgenommen und in ein gesondertes Depot des Landesmuseums gebracht worden. Es ist das Verdienst des ehemaligen Direktors des Dom- und Diözesanmuseums, Winfried Weber, das Potential des Befundes erkannt und sich um eine fachgerechte, moderne Bearbeitung bemüht zu haben.

Die ausgesonderten Sarkophage schließen sich wohl nicht aus inhaltlichen (zeitlichen oder qualitätsbezogenen) oder topographischen Gründen (etwa wegen ei-

ner auffälligen oder benachbarten Lage im Zömeterialbau) zusammen. Da jedoch der exakte Lageplan aller Sarkophagbestattungen noch nicht abschließend vorliegt, kann die Autorin deren archäologischen Kontext nicht genauer einbeziehen. So gibt sie im Katalog als Fundort nur grob beispielsweise »nördliches Seitenschiff« oder »Mittelschiff« an, was sich auf den mittelalterlichen Bau bezieht.

Die »Teilauswertung« der Ausgrabungen, wie Adolf Neyses seine ausführliche Publikation von 2002 zu Sankt Maximin selbst nannte, ließ schon erkennen, dass es sich bei den Bestatteten um Angehörige einer wohlhabenden Schicht im spätantiken Trier handeln muss, denn der Zömeterialbau war mit Malerei und Marmorinkrustation ausgestattet, und vereinzelt wurden kostbare Gewebereste beobachtet, etwa Goldfäden. Auch einige der von Hiltrud Merten bereits publizierten Inschriften aus einem Bestand von über dreihundert Stück geben an, dass sich hier eine gehobene, teils christliche Bevölkerungsgruppe bestatten ließ. Wie reich diese Bewohner der Stadt waren, wie homogen die Gruppe in dem Zömeterialbau bezüglich ihrer Bestattungsform auftrat und welchen immensen Aufwand sie für ihre Grablege betrieben hat, war jedoch bisher nicht greifbar. Die organischen Funde in den Gräbern selbst liefern hierfür nun das unmittelbare und daher aussagekräftigste Zeugnis.

Die Darlegungen von Reifarth kann man in drei Teile gliedern, einen analytischen Part, den Katalog und die Anhänge zu Vergleichsmaterialien. Den analytischen Teil, vor allem aber den Katalog zeichnet eine Menge an hervorragenden eigenen mikroskopischen Aufnahmen aus. Im Katalog sind sie streng systematisch ausgewählt, mit jeweils einer Gesamtansicht, teils mehreren Aufnahmen und Kennzeichnungen zur Lage der Gewebe auf dem Leichnam sowie einer Reihe von Detailfotos. Grab 174 wird durch üppige siebenzig Detailaufnahmen illustriert (S. 261–282).

Im analytischen Teil wird unter zehn verschiedenen Aspekten die Befundaufnahme ausgewertet (S. 1–141). Die ersten drei Kapitel (S. 3–26) behandeln den archäologisch-historischen Hintergrund der Funde. Entsprechend den oben skizzierten Einschränkungen muss das Kapitel zu »Fundkontext und Fundumständen« recht knapp ausfallen. Dennoch wäre ein Grundriss von Bau R IV und R V sowie eine (wenn auch grobe) Verdeutlichung der Lage der Gräber in Hinblick auf diese Anlage hilfreich gewesen. Die Methodik (s. u.) und die spe-

ziellen Erhaltungsbedingungen des vorliegenden Materials erläutert Reifarth im dritten Kapitel »Taphonomische Prozesse. Was bleibt nach 1500 Jahren?«

Es folgt das Kapitel »Bestattungsformen« (S. 27–42), das Grablegen mit Hobelspänen, mit Gipseinfüllung und mit Myrtenzweigen unterscheidet. Zu den Bestattungen mit Gipseinfüllung gehört der umfassende Anhang 1 (S. 433–477), in dem die Autorin über fünfhundert verwandte Grabinventare auflistet. Das folgende Kapitel (S. 43–46) legt die Ergebnisse zu den Untersuchungen der menschlichen Überreste in den Sarkophagen dar, das heißt zum Beispiel zu Geschlecht, Alter, Krankheiten, Haar- und Barttracht. Breiten Raum nehmen die sehr ergebnisreichen Untersuchungen zur »textile(n) Ausstattung« der Gräber im sechsten Kapitel ein (S. 47–90). Hier kann Reifarth konkret und fundiert mit Inhalt füllen, was der Begriff »Elitegräber« eigentlich bedeutet (s. u.). Das siebte Kapitel ist den verschiedenen Möglichkeiten zur Präparation der Toten und ihrer Ausstattung mit Harzen und Erdfarben gewidmet (S. 91–114), das achte behandelt Beigaben von Nägeln und Schuhen (S. 115–119). Das neunte Kapitel (S. 121–131) enthält nochmals eine separate Auseinandersetzung mit den angewandten Methoden, den damit verbundenen offenen Fragen und Hinweise, wie bei zukünftigen Untersuchungen dieser Art verfahren werden könnte (und sollte). Im zehnten Kapitel (S. 133–141) verbindet Reifarth ihre Ergebnisse unter der Überschrift »Die Gräber aus St. Maximin im Kontext des Bestattungsritus« mit Überlegungen zum damaligen Beerdigungsritual, hauptsächlich auf Ulrich Volps Untersuchung von 2002 basierend (s. Reifarths Bibliographie), und bietet als Fazit aus ihrer vorangegangenen Methodenkritik im neunten Kapitel einen Ausblick auf zukünftige Bearbeitungsmöglichkeiten vergleichbarer Aufgaben. Es schließt sich eine englische »Concluding Evaluation« an (S. 143–151) und dann die ausgedehnte Bibliographie.

Der umfangreiche Katalog (S. 175–430) beinhaltet insgesamt zweiundzwanzig Gräber einschließlich eines Bleisargs aus Sankt Matthias. Die Darlegung ist ein Musterbeispiel an Übersichtlichkeit und Informationsfülle: Jeweils auf der rechten Seite beginnend wird jeder Katalogeintrag begleitet von einer Gesamtaufnahme mit aufgelegtem Koordinatensystem und aus den genannten Gründen leider sehr allgemeinen Angaben zur ursprünglichen Lage des Grabes, seinem Inhalt und zur summarischen Datierung, meist orientiert an den Untersuchungen von Adolf Neyses (Die Baugeschichte der ehemaligen Reichsabtei St. Maximin in Trier. Kat. u. Schr. Bischöfl. Dom- u. Diözesanmus. Trier 6 [Trier 2001]) und einem Aufsatz von Winfried Weber (Röm. Quartalschr. Christl. Altkde. 101, 3–4, 2006, 240–259). Bei zwei Gräbern (S. 129; 241 Grab 169; S. 345 Grab 279) konnten verschiedene Materialien mit der Radiokarbonmethode datiert werden. Die Eingrenzung der Grablegen auf das dritte bis vierte Jahrhundert beziehungsweise auf die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts ist allerdings nicht nachvollzieh-

bar. Es folgen technische Informationen zu den verschiedenen identifizierten Geweben, mit Angaben zur Auffindungslage, begleitet von mikroskopischen Aufnahmen und einer verkleinerten Version der Gesamtaufnahme mit Koordinatensystem, so dass Orientierung und Informationen leicht und übersichtlich vermittelt werden. Allein in Sankt Maximin dokumentiert Reifarth so über hundert verschiedene Gewebe. In gleicher Weise sind bei jeder Katalognummer auch die Präparation mit Harzen, Nagelfunde, Haare, Grabfauna und Grabflora sowie die mikrobielle Besiedlung dokumentiert. Eine Zusammenfassung beschreibt und kommentiert in konzentrierter Form die umfassenden Untersuchungen. Liest man einen Hinweis wie »Schussfäden gebündelt zu 7–10 Fäden, als Schlaufen umlaufend, Schlaufen-Dm 0,5 mm; die Schlaufen fixierten wohl (heute nicht mehr erhalten) Verstärkungsfäden in Kettrichtung« (S. 187), woraus sie auf eine Webkante im Fußbereich und damit die enorme Größe des Gewebes schließen kann, so ist zu erahnen, welch minutiöse, doch gleichzeitig gewinnbringende und sinnvolle Analyse hier gelingt.

Die drei, eigentlich vier Anhänge (S. 433–511) präsentieren das herangezogene Vergleichsmaterial. In langen, aber sehr übersichtlichen Listen sind Grabinventare gruppiert, beginnend mit Gips- und Kalkbestattungen über Befunde mit Goldfäden bis hin zu solchen mit Harzpräparation und schließlich Bestattungen, die »Inscriptliche Hinweise auf die Verwendung von Honig« enthalten. Die Autorin wertet dabei Grabkontexte aus dem gesamten römischen Reich aus, wobei nicht alle Länder in allen Gruppen enthalten sind. Hier wird unter anderem die große geographische Verbreitung von Gipsfüllungen und in den jeweiligen Kurzbeschreibungen auch eine Fülle an lokalen Eigenheiten der Bestattungen offensichtlich.

Die von Reifarth angewendeten Untersuchungsmethoden reichen von modernen und bekannten bis zu innovativen, in vergleichbaren Situationen noch kaum angewandten Verfahren. Digitalmikroskopie innerhalb der Sarkophage gehört dabei zu den schon erprobten Maßnahmen und ermöglicht mikrostratigraphische Untersuchungen, die gerade bei den stark degenerierten Materialien so unersetzlich wie erfolgreich sind. Das hier innovative dreidimensionale Scanning war die Voraussetzung für eine nicht nur zerstörungs-, sondern auch berührungsfreie Dokumentation. Im Laufe ihrer Arbeit scannte die Verfasserin acht Bestattungen. Das zweite Kapitel enthält darüber hinaus auch Beschreibungen der Vorgehensweise bei der Proben- oder temporären Objektentnahme, die in einigen Fällen für Untersuchungen an größeren Geräten vertretbar war, so Röntgenbilder von korrodierten Eisenobjekten, Untersuchung von Zähnen und Ähnlichem. Die Anwendung der facettenreichen und herausfordernden Untersuchungen begleitet eine ausführliche Methodendiskussion, bis hin zu fast lehrbuchartigen Handlungsanweisungen im zweiten und neunten Kapitel.

Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit betreffen unterschiedliche Bereiche der spätantiken Gesellschaft sowohl des diesseitigen Lebens, etwa hinsichtlich ökonomischer Aspekte, als auch des Umgangs mit dem Tod und den Toten. Dies sei anhand einiger Beispiele skizziert.

Die Ausstattung der Sarkophage jenseits von Leichnam und Beigaben war bis jetzt kaum ein Thema in der Forschung. Hier nimmt sie großen Raum ein, denn Reifarth kann in ihrem Kapitel »Bestattungsformen« drei verschiedene Typen ausmachen: das Einfüllen von Gips in flüssiger oder pulverisierter Form oder Kalk, die Bestückung mit Hobelspänen und in zwei Fällen das Eingeben von Myrtenzweigen. Erstere Methode ist nun umfassend und detailliert als eine sehr weit verbreitete Maßnahme nachgewiesen. Verblüffend ist im Trierer Grabbau vor allem das Einbetten der Toten in Hobelspäne, denn dies geschah unter Verwendung der nicht einheimischen Tanne. Außerhalb Triers scheinen keine Bestattungen mit Hobelspänen dokumentiert zu sein.

Als Grund für diese Ausstattung der Gräber vermutet die Autorin die geruchsmindernde und antiseptische Wirkung der Zutat, die bei der wahrlich massenhaften Bestattung in einem großen geschlossenen Raum in feuchteren Breiten sicherlich sehr wichtig war. Dieses Ergebnis ist auch für die römischen Umgangskirchen von Bedeutung, die wie der Trierer Halbbau eine dichte Belegung mit Gräbern zeigen.

Sehr erhellend sind auch die Beobachtungen zur Behandlung bestimmter Objekte mit Harzen (bes. S. 89–114; 492–511). So sind mit Harzen präparierte Gewebe nachweisbar. Harz konnte aber wahrscheinlich auch »manuell zerkleinert bzw. pulverisiert und so zwischen die Gewebelagen gestreut« werden (S. 91). Darüber hinaus sind weitere Möglichkeiten des Umgangs mit Harzen und des Zeitpunktes der Anwendung denkbar.

Die anthropologischen Untersuchungen erbrachten unter anderem den überraschenden Befund, dass unter den zweiundzwanzig Gräbern nur eines sicher das eines Mannes ist. Vier weitere Grablagen sind wahrscheinlich männlichen Bestatteten zuzuordnen. Drei andere können sicher, drei weitere wahrscheinlich als Frauengräber identifiziert werden, und elf kostbar bekleidete Tote sind Jugendliche beziehungsweise Kinder, davon vier im Alter von unter einem Jahr. Wichtig ist hier auch die Aufnahme der zum Teil sehr sorgfältigen Frisuren, deren Haar zum Teil mehr als zwölf Zentimeter lang erhalten ist (S. 130), denn anhand von Männer beziehungsweise Frauenfrisuren kann die Autorin Vermutungen zum Geschlecht angeben, wo die anthropologische Untersuchung nicht weiterführt.

Bei der textilen Ausstattung der Toten unterscheidet Reifarth trotz minimaler Gewebereste überzeugend zwischen Gewändern, mit denen die Toten tatsächlich bekleidet waren, und unterschiedlichen Formen von Tüchern und Binden, die aufgelegt oder um Körperteile gewickelt waren. Gerade hier wird deutlich: Die

Trierer Elite schöpfte alles aus, was die Spätantike an textilem Luxus zu bieten hatte: Wo die Kleidung noch nachweisbar ist, bestand sie entweder aus zwei Seidentuniken oder einer seidenen Tunika und einer aus besserer Wolle. Sicher zu Recht nimmt die Verfasserin an, dass es sich hier um Kleidung aus dem diesseitigen Leben handelt, nicht um reine Grabkleidung. Erstaunlich sind – neben der ungewöhnlichen Menge an Seidentuniken und überhaupt Seidenstoffen – auch die halbseidenen Wollgewänder, hergestellt aus einem besonders feinen, wohl nicht einheimischen Wollhaar auf einer Seidenkette, sicherlich dem besonders weichen und eleganten Fall des Stoffes zuliebe. Neben großen seidenen Tüchern gehörten zur Bestattungssitte dieser Familien kleine Tücher zur Abdeckung des Gesichtes, die bisher kaum dokumentiert sind. Viele Tücher waren, wie erwähnt, mit Harzen präpariert, deren genauere Substanz und vor allem unterschiedliche Anwendung Reifarth differenziert bestimmt.

Binden beziehungsweise Gewebestreifen, mit denen einige Tote erstaunlicherweise unter der Kleidung umwickelt waren, macht die Autorin in zwei Gräbern wahrscheinlich. Dies ist ein besonders auffälliger Befund, der an Bestattungen in Palmyra und die ansatzweise rekonstruierbare Präparierung der Gebeine im Kölner Dreikönigsschrein denken lässt (vgl. die Hinweise S. 85). Doch waren in diesen beiden Fällen die Spuren zu unklar beziehungsweise die Untersuchungsmöglichkeiten zu begrenzt, um eine Umwicklung der Körperteile unter der Kleidung zweifelsfrei nachzuweisen. Überraschend sind im Zusammenhang der textilen Ausstattung schmale gewebte Streifen, die Goldfäden enthalten. Da diese Streifen möglicherweise nicht in ein Gewebe eingebunden, sondern als separates Bändchen in das Grab gegeben wurden, erwägt die Verfasserin zu Recht eine Funktion im Zusammenhang mit Bestattungssitten.

Im Dekorschema zeigen die Gewebe Übliches, in Dekormotiven und -techniken dagegen Besonderes, etwa den 2002 schon einmal von Brigitte Dreyspring in Sankt Maximin nachgewiesenen Scutulatus, ein Körperdamastgewebe (S. 203), ein bisher nur aus der Spätantike bekanntes Rechteckmuster in meist einfarbigen Geweben. Die Gewänder waren wohl meist rötlich, wobei Reifarth vor allem auf den Farbstoff Chrysophanol (S. 79 f.) aufmerksam macht, der bisher kaum belegt ist. Vor allem aber bestätigt die Kleidung deshalb die Zugehörigkeit ihrer Träger zu den höchsten gesellschaftlichen Kreisen, weil sie mit dem so teuren echten Purpur gefärbt waren. Unter spätantiken Textilien sind echte Purpurfärbungen selten und betreffen fast ausschließlich kleinere Zierstücke von Tuniken und Tüchern. Dass in Trier die Grundgewebe selbst, also ganze Tuniken und große Tücher, mit diesem kostbaren Mittel gefärbt waren, bekräftigt den großen Wert dieser Objekte und das Vermögen ihrer Träger. Goldfadenproduktion gehört zum diffizilsten, was antikes und spätantikes Handwerk überhaupt hervorbrachte. Ihre Analyse ist ein sehr gutes Beispiel für die

hohe Qualität und den Erfolg der eingesetzten Arbeitsmethoden. So konnte in breiterem Umfang bestätigt werden, was in Einzelfällen schon früher etwa Martha Járó und Annemarie Stauffer beobachtet hatten: Das Goldlahn war zur Stabilisierung mit Glutinleim (S. 61) verklebt. Diese hauchdünne Goldfolie war um die sogenannte Seele eines »Goldfadens« gewickelt, dessen Inneres in Trier meist aus Seide bestand. Davon unterscheiden konnte die Verfasserin die als »Bolus« bekannte Paste (S. 60), deren sicherlich auch stabilisierende Funktion jedoch noch nicht genau bestimmt ist.

Insgesamt bieten die detaillierten Analysen eine wichtige und reichhaltige Grundlage für zukünftige Untersuchungen zur Bestimmung von Herkunft und Verarbeitungsstätten gerade der besonders kostbaren Materialien.

Auch unter den wenigen anderen Objekten, die noch in den Sarkophagen aufzunehmen waren, gibt es Überraschungen. Dazu zählen vor allem Eisennägel, die sicher nicht zu einem mittlerweile vergangenen, wohl hölzernen Objekt gehörten, sondern eher mit bestimmten Vorstellungen verbunden ins Grab gegeben wurden. Aufgrund der mikrostratigraphischen Untersuchungen überzeugt auch die Interpretation, dass ein Paar Kinderschuhe als Grabbeigabe gedacht war (S. 118 f. 340), denn die Verfasserin zeigt, dass es auf die Gipseinfüllung gestellt, nicht bereits mit dem Toten selbst und seiner Kleidung in die Truhe gelegt war.

Erstaunlich ist, dass sich in diesen Elitegräbern keine prinzipiellen Unterschiede zwischen Männern, Frauen- und Kinderbeisetzungen finden.

Schon mit dem zweiten Kapitel (S. 7–10, »Grundlegende Methodik«) gerät der Band geradewegs zu einem Handbuch für Archäologie und Archäometrie, speziell zur Erforschung von und zum Umgang mit historischen Objekten im sepulkralen Kontext. An einigen wenigen Stellen leidet die Gewichtung der Darlegung etwas unter diesem sehr hohen Anspruch. Die einzige Stelle jedoch, an der dies der Erwähnung wert ist, betrifft die Zusammenfassung im zehnten Kapitel (S. 133–138). Hier werden die teils etwas allgemeinen Ausführungen (»Angesichts der festlichen Bekleidung [...] ist eine Aufbahrung der Verstorbenen für ein letztes Abschiednehmen naheliegend«, S. 136) den vielschichtigen und ansonsten so breit fundierten Ergebnissen nicht gerecht. Vielmehr bieten sieben Tabellen innerhalb der ersten zehn Kapitel eine übersichtliche und wertvolle Zusammenfassung der unterschiedlichen Analysen. Bedauerlicherweise sind sie jedoch schwer aufzufinden: Sie sind nicht im Inhaltsverzeichnis angegeben, was sie durchaus, wie die Anhänge, verdient hätten, und sie erscheinen nicht in den Kolummentiteln. Bei Verweisen auf die Tabellen innerhalb der Arbeit gibt Reifarth keine Seitenzahlen an, so dass man suchen muss.

Dabei zeigt schon eine bloße Aufzählung, welche Menge an wertvollen Informationen und Ergebnissen hier zusammengestellt ist. Um die Leistung dieser Zusammenfassungen zu würdigen, seien die Tabellen hier

kurz genannt: Tabelle 1 (S. 31) bietet eine Zusammenstellung der Trierer Gräber mit Gipseinfüllung und die Zusammensetzung des Gipses; Tabellen 2 a und 2 b zeigen Übersichten über anthropologische Daten (von Wolf-Rüdiger Teegen, S. 44) und die Haarbefunde in Sankt Maximin. In Tabelle 3 (S. 55) sind alle untersuchten Seidengewebe von dort mit technischen Daten, Ergebnissen der Farbstoffanalysen, der Lage im Grab und der erschlossenen Funktion aufgeführt. Tabelle 4 (S. 58 f.) widmet sich den Geweben mit Tierhaar ohne Goldfäden, Tabelle 5 (S. 62 f.) den Geweben mit Goldfäden, beide jeweils mit den gleichen Rubriken wie die dritte Tabelle. Auf vier Seiten (S. 96 f.) sind in Tabelle 6 die Analyseergebnisse zu den »Präparationssubstanzen« aufgefächert, nach Lage im Grab, visuellen Merkmalen und den Ergebnissen zweier Spektroskopiebeziehungsweise Spektrometrieuntersuchungen (FT-IR und GC-MS; hilfreiche Erläuterung S. 173 f.). Tabelle 7 schließlich (S. 124) stellt Analyseergebnisse von Goldlahnen zusammen.

Viele weitere Ergebnisse könnten hier vorgestellt werden (zur facettenreichen Untersuchung der Goldfadenherstellung, S. 60–78; Genaueres zu den Untersuchungsmethoden etc.), doch würde dies den Umfang der Besprechung sprengen.

Nicole Reifarth macht mit ihrer Arbeit Bestattungsformen sichtbar und klärt detailliert, was zuvor höchstens in einzelnen, verstreuten Fällen skizziert war. Vor allem war bisher nicht greifbar, welcher hoher Aussagewert den organischen Funden zukommt. Die Autorin trägt durch deren Untersuchung zur Kenntnis einer Gesellschaft bei, die in eine spannende Umbruchzeit gehört: In den antiken Kulturen waren die Gräber durch ihre Beigaben ein Abbild des Reichtums und der Stellung der Toten. Mit der Verbreitung des Christentums ändert sich das langsam, diesseitiger Reichtum äußert sich noch in der Platzwahl für das Grab, im Grabbehälter (Erdgrube oder Marmorkasten, um zwei Extreme zu nennen) und, wie wir nun wissen, gegebenenfalls in exquisiter Kleidung. Ob die Bestatteten in Sankt Maximin bereits einheitlich christlich waren, wie die Verfasserin vielleicht etwas zu sicher angibt (S. 3), bleibt zu klären, ebenso die tatsächliche Menge an vergleichbar ausgestatteten Gräbern dort. Eine derart wohlhabende, möglicherweise sehr große christliche Bevölkerungsgruppe im Trier des späten vierten bis fünften Jahrhunderts, die dann vermutlich auch zu den Regierungskreisen gehörte, wäre insgesamt für die Rekonstruktion der Ausbreitung des frühen Christentums und seine Charakterisierung hochinteressant. Hier wird besonders die Dringlichkeit bewusst, die für die Trierer Kollegen bei der abschließenden Publikation der dortigen Befunde besteht. Anhand der Grabausstattung lässt sich jedenfalls schon jetzt für das spätantike Stadtleben der Augusta Treverorum eine Elite erschließen, wie sie bisher nicht vorstellbar und nachgewiesen war, und deren Rang nicht hoch genug angesetzt werden kann.